Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/27 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 602. Montag den 26. November 1900. 94. Jahrgang.

Die Wirren in China.

Die Haltung Deutschlands.

Aus New York, 25. November, wird uns depeschirt: Ein Telegramm des „New York Herald" aus Washington besagt: Der deutsche Botschafter v. Holleben habe sich dahin geäußert, daß keine Aenderung in der Haltung Deutschlands in der chinesischen Frage stattgefunden habe. Deutschland sei ebenso sehr gegen eine Theilung Chinas, wie die Vereinigten Staaten. In Deutschland bestehe ein Gefühl entschiedener Freundschaft für die Vereinigten Staaten und herzliche Uebereinstimmung mit dem Bestreben Amerikas, die Wiederherstellung des status quo ante zu sichern. Es bestehe durchaus kein Grund, anzunehmen, daß Deutschland irgendwie weitergehende Zwecke verfolge. Die Politik von heute sei dieselbe, wie am 10. Juli, wo Graf Bülow seine Erklärung abgegeben habe, auf die der Botschafter hindeutete. v. Holleben habe noch bemerkt: Das englisch-deutsche Abkommen sei eine Folgerung aus den in jener Erklärung dargelegten Grundsätzen. Es stimme auch mit den Principien überein, die die Vereinigten Staaten so beständig vertreten hätten. Deutschland wünsche, unter den gleichen Bedingungen Handel zu treiben, wie die übrigen Mächte. In Deutschland herrsche der Eindruck, daß das Abkommen die Vereinigten Staaten durchaus zufriedenstelle. Keine Macht sei mehr bestrebt, der gegenwärtigen Lage in China ein Ende zu machen, als Deutschland.

Vom kaiserlichen Hofe.

Die „Morning Post" berichtet nach einem uns zugehenden Londoner Telegramm aus Peking unter dem 24. November: Der Minister Wang-wen-schao, der sich jetzt in Singanfu befindet, sagt in einem Briefe an Sir Robert Hart: Die Kaiserin-Wittwe würde, soweit die Bequemlichkeit der Existenz in Frage komme, gern nach Peking zurückkehren, er selbst jedoch würde dabei schlecht wegkommen und in Gefangenschaft gerathen, da ja die fremden Truppen Peking beherrschten. Auch der Kaiser sähe eine Gefahr in einem Zusammenstoße zwischen seinen Geleitmannschaften und den fremden Truppen. — Die „Times" berichten aus Shanghai unter dem 24. November: Nach Nachrichten aus Singanfu soll die Kaiserin-Wittwe ernstlich krank sein. Die hiesige Bevölkerung nimmt jedoch diese Nachrichten skeptisch auf.

Pessimistische Anwandlungen.

Die „Köln. Ztg.", von der man weiß, daß sie über die Stimmung in unserem Auswärtigen Amte unterrichtet ist, schreibt: „Das Ziel der Verhandlungen, die Fertigstellung und die Unterzeichnung der Note ist noch nicht erreicht. Es entzieht sich der Oeffentlichkeit, welche Regierungen für einige der elf Puncte die Zustimmung zu den Beschlüssen ihrer Vertreter in Peking noch vorenthalten und wie weit die Verhandlungen über die hinzuzufügenden Puncte gediehen sind. Aus Aeußerungen der Presse geht hervor, daß über drei Fragen die Einstimmigkeit der Regierungen (nicht ihrer Vertreter in Peking) noch aussteht. Es sind dies: Art. 2. „Die Todesstrafe ist zu verhängen über die Prinzen Tuan und Tschwang, den Herzog Lan, ferner über Yungnien, Kangyi, Tschaotschutschiao, Tungfuhsiang, Yühsien und weitere von den Vertretern der Mächte noch zu benennende Rädelsführer." Russische und amerikanische Preßstimmen lassen in überraschender Einstimmigkeit erkennen, daß man in Rußland und in den Vereinigten Staaten mildernde Umstände für die Rädelsführer gefunden zu haben scheint. Das ist um so seltsamer, als gerade Russen in der Mandschurei und amerikanische Bürger im innern China besonders zahlreiche Opfer des chinesischen Fanatismus geworden sind. Die russische Presse ist gewöhnlich freilich nicht über die Auffassung der russischen Regierung unterrichtet und immer ohne Einfluß auf die Politik. Indessen, die Einstimmigkeit in dieser Frage darf nicht übersehen werden. Die amerikanische Regierung scheint zwar ihrem Vertreter in Peking freie Hand lassen zu wollen, doch bestehen, wenn man amerikanischen Stimmen glauben darf, die Staatsmänner in Washington nicht auf der Todesstrafe für die Rädelsführer. An der grundsätzlichen Einigkeit Frankreichs, Deutschlands und Englands, sowie der weniger betheiligten europäischen Staaten, sind Zweifel nicht aufgetaucht. In den Erwägungen, ob die Todesstrafe zu verhängen sei oder nicht, spielt der Zweifel eine Rolle, ob es nicht der Entfaltung ganz besonderer Machtmittel bedürfen würde, die Vollstreckung der Todesstrafe zu erzwingen, und ob es in diesem Falle nicht besser sein würde, sich mit dem leichter Erreichbaren zu begnügen, falls dies nicht leere Komödie wäre. Die Frage ist ernst genug, um den Aufschub in ihrer Beantwortung zu erklären. Da zweifellos mit dem allerschlechtesten Willen der chinesischen Machthaber zu rechnen ist, die sich natürlich nicht selbst ausliefern werden, damit die Mächte sie hinrichten, so muß die Ausübung eines Zwanges in Betracht gezogen werden. Gewaltsam aber aus China ein Dutzend Schuldiger, die fast das ganze Volk hinter sich haben, herausholen, heißt einen Krieg führen und doch noch nicht des Erfolges sicher sein. Ohne Mithilfe von China selbst wird die Todesstrafe nie vollstreckbar werden, und diese Mithilfe — hat man nicht und wird sie nicht haben. Das sind die Erwägungen praktischer Art, die gegen den Artikel erhoben werden. Lyrische Ergüsse, wie der Einwand, man dürfe einem Volke nicht seine größten Männer nehmen, man dürfe nicht allzu streng und rauh mit dem armen Volke verfahren, haben nur den Werth, zur Kenntniß Derer beizutragen, die sie geleistet haben. Die Mächte haben es an Thatkraft nicht fehlen lassen und ihrer Einigkeit sind schwere Dinge gelungen. Wenn sie angesichts der Bedenken gegen die Ausführbarkeit des Artikels 2 sich schließlich mit einer anderen Fassung begnügen sollten, so wird ihnen Niemand Mangel an Thatkraft vorwerfen dürfen.

Ein anderer von den Vertretern vereinbarter Punct, über den die Ermächtigung der Regierungen noch aussteht, ist Art. 5: „China hat gerechte Entschädigung an Regierungen, Gesellschaften und Privatpersonen, sowie auch an solche Chinesen zu leisten, die im Laufe der jüngsten Ereignisse an ihrer Person oder ihrem Vermögen durch den Aufstand Schaden erlitten haben, daß sie im Dienste von Fremden standen." An der grundsätzlichen Berechtigung, diese Entschädigung zu verlangen, wird von keiner Seite gezweifelt. Die Höhe der zu zahlenden Entschädigung wird jedoch, und abermals in der russischen und amerikanischen Presse fast mit Einstimmigkeit und nicht selten in der Presse anderer Länder bemängelt: Wenn China die Expeditionen der Truppen, die Verluste an Eigenthum der Fremden in China und die Kosten einer langen Besetzung durch die Verbündeten zahlen solle, so würden viele Milliarden aufzubringen sein. China würde, finanziell vernichtet, den Ausländern ausgeliefert sein. Bisher ist die Höhe der zu zahlenden Entschädigung in Ziffern noch nicht annähernd abgeschätzt worden; wenn die Entschädigung eine gerechte sein soll, so wird sie nicht vernichten wollen. Es scheint nicht zweifelhaft, daß in dieser Frage eine Verständigung unter den Mächten, von denen keine sich auf Kosten Chinas bereichern will, zu erlangen ist, und zwar zunächst in der Form der Ermächtigung an die Vertreter in Peking, Punct 5 im Namen der Regierungen zu unterzeichnen. Die Festsetzung der Höhe der Entschädigung kann im Laufe der Zeit und ohne dem Werke zu schaden, sogar viel später erfolgen. Die russische Regierung hat übrigens den durchaus annehmbaren Vorschlag gemacht, für den Fall langwieriger Schwierigkeiten in der Erledigung dieser Frage das Bureau des internationalen Schiedsgerichts im Haag entscheiden zu lassen. — Der dritte unerledigte Punct betrifft die Schleifung der Takuforts. Artikel 7 sagt: „Die Forts von Taku und diejenigen Forts, die die freie Verbindung zwischen Peking und dem Meere hindern könnten, sollen entfernt werden." Bekanntlich tauchte der Gedanke zuerst in Delcassé's Note vom 30. September auf. Der Präsident der Vereinigten Staaten erklärte, wie der Gesandte Thiébaut am 11. October berichtet, mit seiner Meinung noch zurückhalten zu müssen, bis er genauere Meldungen über den Zustand in China erhalten hätte. Die Nothwendigkeit, sich für die Zukunft die Verbindung zwischen Peking und dem Meere zu sichern, ist einleuchtend, so lange Peking Hauptstadt ist. Zieht dagegen der chinesische Hof vor, eine andere tiefer im Innern gelegene Stadt zur Hauptstadt zu machen, so wird die Absicht, die durch die Schleifung der Takuforts angestrebt wird, nicht erreicht werden können.

Es sind also noch manche Fragen, die der Beantwortung durch die Regierungen warten. In der Uebereinstimmung der Gesandten in allen Fragen, die in den 11 Artikeln enthalten sind, ist eine gute Vorbedeutung zu sehen."

Das ist ein etwas magerer Trost, zumal da der Einigkeit der Gesandten die Einigkeit der Cabinete nicht durchaus entspricht.

Der Krieg in Südafrika.

Krüger in Paris.

Ueber die Ankunft des Transvaalpräsidenten in der Hauptstadt Frankreichs wird noch berichtet: Krüger kann aus dem Zuge nicht aussteigen; man muß den Waggon erst von der Menge befreien. Endlich erscheint Krüger auf der Plattform des Waggons. Seine männliche Erscheinung belebt die Begeisterung noch mehr. Er blickt ruhig und ernst auf die stürmisch bewegte Menschenmenge, welche ihn umbraust. Man kennt das Porträt Krüger's. Es ist in den Aeußerlichkeiten genau. Man findet die äußere Erscheinung Krüger's wohl getroffen; aber was kein Bild wiedergeben kann, das ist die Sicherheit, die Ruhe, mit welcher Krüger auftritt, diese Entschiedenheit des Willens, diese Entschlossenheit, diese Unbeugsamkeit. Er imponirt der Menge, die ihn verehrt, durch die Festigkeit seines Wesens. Seine Trauer ist nicht weich. Dieser Unglückliche ist nicht gebrochen. Das gefällt. Mit seinen kleinen Augen, welche sanft scheinen, blickt er um sich. Ehe er den Waggon verläßt, grüßt er die Menge, indem er den mit einem Trauerflor versehenen Cylinder lüftet. Seine Nebengatte ist mit der Rosette der Ehrenlegion geschmückt. Krüger kann nicht in den Saal gelangen, welcher für den Empfang bestimmt gewesen ist. Alle Leute drängen sich um ihn, Jeder will ihm die Hand schütteln. Man bleibt deshalb in der Bahnhofshalle.

Dem Vicepräsidenten des Pariser Vorencomités, Senator Guérin, antwortete Krüger: „Vor Allem muß ich Ihnen meine Rührung ausdrücken über diese freiwilligen Sympathie-Kundgebungen, welche die Gefühle von Hunderttausenden von Franzosen beweisen. Ich lege Werth darauf, Ihnen Allen zu sagen, daß unsere Sache eine gerechte Sache ist. Die Unabhängigkeit, welche die Boers-Republiken verlangen, ist basirt auf Gerechtigkeit. Sie soll auch den Frieden sicherstellen. Um keinen Preis wollen wir eine Gunst, welche auf Ungerechtigkeit begründet ist, nur Gerechtigkeit verlangen wir, nichts als Gerechtigkeit. Indem wir ein Schiedsgericht vorgeschlagen, welches wir noch verlangen, haben wir gezeigt, daß es uns nur um den Frieden und die Unabhängigkeit zu thun ist, welche wir fordern." Stürmischer Beifall folgte diesen Worten.

Dem Stadtpräsidenten Grébauval erwiderte Krüger mit einer Huldigung für Paris. Er sagte: „Ich weiß, daß diese große Stadt immer in der vordersten Reihe gestanden, wenn es galt, die Ideen des Rechts und der Gerechtigkeit zu vertheidigen. Ich war bereits in Paris. Ich bin glücklich, hierher zurückzukommen, nach diesen schmerzlichen Prüfungen diese Stadt wieder zu sehen, welche der Mittelpunct der Welt ist. In dem Augenblicke, wo ich den Fuß auf den Boden von Paris gesetzt, fühle ich mein Vertrauen erwachen. Dieses Vertrauen in den Erfolg meiner Sache giebt mir das Wappen ihrer Stadt. Wenn ich dieses Schiff sehe, das niemals untergeht und ewig auf den Wassern wogt, dann sage ich mir, daß unsere Republik auch niemals untergehen kann."

Der Beifall wollte kein Ende nehmen, als Krüger in dieser Weise die Pariser bei ihrer Eitelkeit traf. Immer wieder erneuerte sich der Beifallssturm. Noch einmal sprach der greise Präsident, indem er die Anrede des Präsidenten des Generalrathes der Seine, Chérioux, beantwortete: „Ich bin stolz", sagte er, „nach Paris gekommen zu sein, wo ich so viel Eifer für die Sache der Gerechtigkeit finde." Damit waren die Reden zu Ende. Krüger sprach gewöhnlich als in Marseille, da er in Paris officiell begrüßt wurde und sich Rücksichten auferlegte.

Im Hotel Scribe fuhr Krüger mittels Aufzugs in die zweite Etage hinauf. Am Treppenabsatz erwarteten ihn Damen der niederländischen Gesellschaften Südafrikas, denen sich auf ihren Wunsch die Prinzessin Mathilde, Prinzessin Pierre Bonaparte, Marquise de Villeneuve und andere Damen angeschlossen hatten. Nach einer kurzen Begrüßung betritt, wie dem „Berl. Tagebl." berichtet wird, Krüger das Vorzimmer. Plötzlich macht er gerührt Halt. Fünf kleine Knaben, zwei davon seine Urenkel, singen mit etwas zitternder Stimme die Boerenhymne. Madame Pierson, die Gattin des Consuls von Transvaal, begleitet sie auf dem Clavier. Der alte Krüger weint, Thränen rollen über sein Gesicht. Von der Straße herauf dringen brausende Hochrufe. Krüger setzt sich in einen rothen Fauteuil und betrachtet die kleinen Jungen. Im Salon herrscht jetzt minutenlanges Schweigen, während von draußen immer das Geschrei der Menge ertönt, die den Präsidenten sehen will. Krüger fragt Dr. Leyds um seine Ansicht. Leyds bittet ihn, auf den Balcon zu treten.

Feuilleton.

Die Malerin.

10] Roman von J. Marsden Sutcliffe.
Nachdruck verboten.

Diese Erwägungen ließen ihm eine andere Taktik rathsamer erscheinen. Er griff zu jenen heuchlerischen Mitteln, denen Winfriede schon einmal zum Opfer gefallen war. Demüthig gab er Alles zu.

„Verstehst Du? Alles, aber Du hast Dich damals von mir losgesagt, und ich selbstsüchtiger Narr glaubte, so meine Freiheit wieder zu erlangen. Und warum breche ich jetzt mein Wort? Ich thue es aus Liebe zu Dir."

„Sprich Du doch nicht von Liebe", rief Winfriede unwillig, „treibt Liebe wohl je einen Menschen zu scharfrischen Handlungen? Du weißt es nicht und wirst es nie wissen, was Liebe ist. Dein Mund entweiht das Wort nur."

„Vielleicht fasse ich sie nicht so auf, wie Du, wir können nicht Alle das Gleiche empfinden, trotzdem ist sie mir nicht fremd. Als ich neulich bei Maclean das Bild der Helena sah, flogen meine Gedanken sofort zu Dir, wenn ich Dich auch nicht gleich erkannte. Ich schwor mir zu, das Original des Bildes ausfindig zu machen. Der Zufall hat meine Schritte in Dein Atelier gelenkt, und ich bin ihm dafür zu großem Danke verpflichtet. Jetzt komme ich, um zu werben, wo ich das Recht hätte, Gehorsam zu fordern. Ich bedauere schon längst, Dir damals in York nachgegeben zu haben. Ich habe Dich vermißt, mehr als sich das sagen läßt, ich lernte Dich erst schätzen, nachdem wir uns getrennt hatten. Damals war ich arm und lebte aus der Hand in den Mund. Heut bin ich ein reicher Mann, überhoben der bitteren Nothwendigkeit, zu zweifelhaften Mitteln greifen zu müssen, um unser Leben zu fristen. Jetzt bitte ich Dich, Dir meinen Besitz zu Füßen legen zu dürfen. Du wirst mir gewiß einräumen, daß meine Absicht den Vertragsbruch entschuldigt erscheinen läßt. Laß die Vergangenheit ruhen. Ich weiß, Du liebst mich nicht so, wie ich Dich liebe. Aber gieb mir wenigstens Gelegenheit, Vergangenes wieder gut zu machen."

Reginald verfocht seine Sache sehr gut. Daß er allen Tadel auf sich nahm und reumüthigst Sühne versprach, verwirrte Winfriede. Sie fragte sich, ob er nicht gerade jetzt aufrichtig sei, ob sie denn nicht trotz des Mangels an Liebe ihre Pflicht als Frau nochmals ernstlich zu Rathe ziehen müsse. Da fiel ihr ein, mit welch schneidendem Hohn er sie begrüßt und wie boshaft triumphirend er sie dabei angeblickt hatte. Jedes Wort scharf betonend sagte sie daher:

„Du hast mir das Schlimmste angethan, was es giebt, und gewiß hat nur selten eine Frau das von ihrem Manne erlitten, was Du über mich gebracht hast. Wie willst Du das je wieder gut machen, außer indem Du mich in alle Zukunft unbehelligt lässest?"

„Versuch's noch einmal mit mir, Du sollst sehen, wie verschieden Dein Leben gegen früher sein wird", bat Reginald. Ihr Zögern war ihm nicht entgangen, und sich dasselbe günstig als Vorboten ihres Nachgebens auslegend, trat er auf sie zu, um ihre Hand zu ergreifen.

Aber Winfriede wich zurück und raffte ihr Kleid an sich, damit er nicht in Berührung mit ihr käme. Diese abwehrende Bewegung trieb ihm alles Blut aus dem Gesicht. Er hielt aber an sich, denn noch hatte er einen Pfeil im Köcher, den abzuschießen ihm jetzt an der Zeit schien.

„Thu's um unseres Kindes willen, Winny, laß das Andenken an diesen Engel das Band sein, welches uns wieder vereint."

Entsetzen und Abscheu im Gesicht, rief Winfriede, gebieterisch die Hand nach der Thür streckend:

„Wie magst Du es nur wagen, Dich darauf zu berufen? Augenblicklich verläßt Du mich!"

Also hatte sie nichts vergessen, nichts vergeben, ihn dagegen auf einer schamlosen Heuchelei ertappt und ihm die Maske vom Gesicht gerissen. Aber selbst jetzt wich er nicht von der Stelle.

„Wie bedauere ich es, die alte Wunde berührt zu haben! Aber kehr zurück zu mir. Der Himmel wird unseren Bund von Neuem segnen", rief er.

„Niemals! Zwischen uns ist Alles aus! Deine Reue ist erheuchelt. Du bist auf den Grund Deiner Seele verdorben. Mein Vertrauen zu Dir ist längst dahin und kann nie wieder erstehen."

Als Reginald jetzt erkannte, daß er sich vergeblich vor seiner Frau gedemüthigt hatte, verlor er alle Selbstbeherrschung.

„Gewinne ich Dich nicht auf diese Weise, so gelingt mir's wohl auf eine andere!" rief er, sie rauh an der Schulter fassend. „Du bist mein Weib, und es ist die höchste Zeit, daß diese unwürdige Comödie mit dem Namen Fräulein West ein Ende nimmt."

„Laß mich los — Du thust mir weh!" schrie Winfriede vor Schmerz auf und entwand sich ihm.

„Du siehst, mit mir ist nicht zu spaßen. Entweder Du kommst mit mir, oder ich bleibe hier."

Ganz fassungslos sah Winfriede, daß das keine leere Drohung war. Gemächlich legte er seinen Ueberzieher ab, steckte sich eine Cigarre an und machte es sich bequem auf dem Sopha. Scheinbar ganz ruhig blickte er den Rauchwolken nach. Eine völlig unerwartete Wendung war eingetreten.

Hätte ich doch Klaus nicht fortgeschickt, dachte Winfriede bei sich. Ihr sichtliches Mißbehagen und ihre Rathlosigkeit erfüllten ihn mit hämischer Freude. Welch einen meisterhaften Streich hatte er gegen seine Frau geführt. Als ob ihn das Innere des Ateliers ausschließlich in Anspruch nähme, sagte er endlich:

„Du hast Dich hier ganz hübsch eingerichtet, aber auf Albertshof wird Dir's doch noch besser gefallen, verlaß Dich darauf."

Als sie ihn keiner Antwort würdigte, blieb auch er eine Zeit lang still.

Winfriede überlegte, ob sie wirklich völlig hilflos sei gegen ihres Gatten ausgesprochene Absicht, dazubleiben. In der zu Ueberlegungen gewährten, zwar nur kurzen Frist erkannte sie, daß es sich für sie darum handelte, Zeit zu gewinnen, um ihre Flucht zu ermöglichen. Nachdenklich verharrte sie in diesem Schweigen. Als dies ihm lästig wurde, begann er erregt: „Sieh es doch auch einmal von einer besseren Seite aus an. Als Dein Mann habe ich ein Recht auf das Zusammenleben mit Dir. Ich verlange ja nichts, als was mir zusteht. Du selbst zwingst mich durch Deine Pflichtwidrigkeit, Dir das zu sagen. Beugst Du Dich meinem Willen, so werde ich Alles daran setzen, Dich glücklich zu machen."

Eisig und unaussprechlich verachtungsvoll entgegnete sie:

„Darauf hast Du meine Antwort schon in York bekommen. Ich stürbe lieber, als daß ich je wieder mit Dir zusammen lebte."

„Schön, schön, dann bleibe ich eben hier, bis Du Dich wenigstens entschließest, nach Albertshof mitzukommen", sagte er möglichst gleichgiltig.

„Ich gehe mit Dir weder nach Albertshof, noch sonst irgend wohin. Bleibst Du gegen meinen Wunsch hier, so muß ich Deine Anwesenheit ertragen, aber nur, bis ich Mittel und Wege gefunden habe, auch meine Rechte zur Geltung zu bringen."

Ueberlegenen Tones entgegnete er: „Winny, sei doch kein Kind. Du hast ja gar keine Rechte. Eine verheirathete Frau ist rechtlos. Der Mann kann sie zwingen, bei ihm zu leben. Von dieser Machtvollkommenheit will ich aber keinen Gebrauch machen, vielmehr Dich zu überzeugen suchen. Du kennst jetzt die Lage der Dinge, und ich sage Dir: Es giebt kein Gesetz, das den Mann daran hindern könnte, seine Frau mit sich in sein Haus zu nehmen."

Es war Winfriede keineswegs klar, ob sie mit ihrer Behauptung Recht hätte, aber mit großer Bestimmtheit sagte sie: „Du sprichst sehr zuversichtlich; ich habe ganz das Gegentheil gehört." Man hat mir gesagt: Wenn der Mann aufgehört hat, mit seiner Frau zusammenzuleben und nichts mehr zu ihrem Lebensunterhalt beiträgt, so schützt das Gesetz das Heim der Frau und Alles, was sie sich selbst erworben hat. Ich werde jedes gesetzliche Mittel, welches es nur giebt, zum Schutze gegen Dich anrufen."

Dieser ganz neue Gesichtspunct setzte Reginald in Verlegenheit. Ob Winfriede Recht habe, und ob ein solches Gesetz überhaupt bestände, wußte er nicht. Aber eines durfte er sich nicht verhehlen: Winfriede schien entschlossen, ihre Sache anhängig zu machen. Den dann unausbleiblichen, für ihn selbst peinlichen Enthüllungen mußte aber auf jeden Fall vorgebeugt werden. Selbst wenn er vielleicht doch gegen seine Frau gewänne — dieser Preis war ihm zu hoch.

Als ob er gar nicht bemerkt hätte, daß seine Frau den Spieß umgedreht hatte, polterte er in scheinbarer Ueberlegenheit heraus: „Ha, ha, Winny. Du wolltest hingehen und die öffentliche Aufmerksamkeit auf unser eheliches Zerwürfniß lenken. Manch Andere möchte diese Verunglimpfung vielleicht auf sich nehmen, Du gewiß nicht, Winny."

Festen Tones erwiderte sie: „Der Schimpf würde ganz allein auf Dich fallen, nicht auf mich. Aber selbst öffentliche Verlästerung will ich eher ertragen, als daß ich mich je Deinem Willen fügte."

Seine Zuversicht wurde hierdurch schwer erschüttert. Jetzt noch Winfriede mit sich nach Albertshof zu nehmen und sie dort bis zu ihrer Bekehrung in strengstem Gewahrsam zu halten, schien ihm mißlich. Im freien England greifen die Männer nur ungern zu Gewaltmaßregeln. Da tauchte in ihm ein neuer Plan auf, wie er seine Frau, deren Schönheit ihn jetzt so unwiderstehlich in Fesseln schlug, sich wieder zu gewinnen vermöchte. Dies Mal hatte sie sich, trotzdem er fest glaubte, sie völlig in die Enge getrieben zu haben, meisterhaft vor ihm gerettet. Den neuen Plan ausreifen zu lassen und ihn in die richtige Form zu bringen, brauchte er Zeit. Ein möglichst schleuniger Abgang konnte später nur um so förderlicher sein. Er überlegte daher, wie er einen geschickten Rückzug einleiten könnte, ohne sich doch zu viel zu vergeben und sich jedenfalls eine Thür zur Wiederkehr zu sichern.

Er erhob sich plötzlich und empfahl sich mit den Worten: „Ich gehe jetzt, ich möchte da nicht gern zur Last fallen, wo meine Gesellschaft nicht erwünscht ist. Vielleicht bedauerst Du Deine Voreingenommenheit gegen mich schon bald, und wünschest den Oelzweig genommen zu haben, den ich Dir entgegenhielt. Ich bitte Dich, vergieb mir, daß ich so dringlich in meinen Auseinandersetzungen geworden bin."

Wie von einer Centnerlast befreit und doch voller Angst vor neuen Ränken, sah Winfriede höchst erstaunt über den fast unvermittelten und eiligen Abschied ihn wirklich fortgehen.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.